Vom Wert der Tradition

Autor(en): **Tavel, Rudolf von**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **5 (1937-1938)**

Heft 11

PDF erstellt am: **19.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-759021

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Vom Wert der Tradition

Von Rudolf von Tavel.

Wir fühlen uns mit dem Bernerland tief verbunden. Es ist unser natürlicher Nährboden. Hier haben unsre Väter gelebt. Diesen Boden haben sie bebaut und mit ihrem Blut verteidigt. Die ganze tiefe Mystik der menschlichen Erdverbundenheit schlägt uns aus ihm entgegen. Mit immer neuer Erschütterung lesen wir den Urteilsspruch des Schöpfers: „Im Schweisse deines Angesichts sollst du dein Brot essen, bis dass du wieder zu Erde werdest, davon du genommen bist. Denn du bist Erde und sollst zu Erde werden." Gilt dieses Vorhalten unsres Wesens zunächst der Einstellung unter das eherne Gesetz der Vergänglichkeit unsrer äussern Lebensform überhaupt, so erinnert uns das Wort im besondern daran, dass wir in einem höhern Sinne von dieser Erde, die wir Heimat nennen, genommen sind und zu ihr zurückkehren. In ihr schlummern und ruhen unsre Vorfahren von der Mühsal des Lebens. In dieser Erde aufgelöst liegt, was an ihnen sichtbare Gestalt hatte. Aus ihr erblüht auch der Segen der Arbeit. In dieser Heimaterde liegt die speziell diesem Volk zugedachte Offenbarung göttlicher Schöpferherrlichkeit. Dieses Landschaftsbild haben unsre Augen vom ersten Erwachen an getrunken. Lebenslang zieht es uns an. Sein Lied dringt uns in die Tiefe der Seele. Seine Sprache verbindet uns in besonderer Weise. Seine Poesie lebt in uns, und nirgends in der weiten Welt legen wir uns mit dem gleichen Wohlgefühl zur Ruhe wie hier.

Die innige Verbundenheit mit Land und Volk hat bestimmend mitgewirkt auf die Bildung unsres Geschmacks. Die schlichte Grösse der Landschaft gab unsrem Auge grossen Maßstab. Der Umstand, dass dieser Boden wenig von sich aus gibt, dass vielmehr alles in gewissenhafter Arbeit ihm abgerungen werden muss, gibt uns Sinn für das Gediegene. Das Oberflächliche, mühelos Gewonnene sagt uns wenig. Das kraftvoll Schöne des bäurischen Volkslebens lehrt uns das schätzen, wofür wir ein eigenes Wort prägten: das „Währschafte". Das Echte, Gediegene vor Augen, ahnten unsre Altvordern Grösseres und gingen in dieser Empfänglichkeit für das Grosse und Schöne

in die Fremde hinaus. Die politischen Verhältnisse brachten es mit sich, dass sie sich hauptsächlich westwärts wandten, wo ihre Biederkeit und Treue geschätzt wurde. Hatten schon die diplomatischen und kriegerischen Verwicklungen mit den Völkern des Westens bei uns die Wertschätzung der französischen Sprache gefördert, so stieg diese erst recht seit der Eroberung der Waadt. Es setzte fast in allen Fragen des Geschmacks eine Orientierung nach Frankreich ein. Ganz besonders stark wurde die Befruchtung durch französischen Geschmack in allem, was die Wohnung betrifft. Die Architektur empfing Proportionen, Linien und Formen, die das Auge erfreuten und schulten. Aber auch der Wohnraum und das Mobiliar zogen gewaltigen Nutzen aus der neuen Orientierung. Eine feine, harmonisch wirkende Kunst hielt Einzug ins Berner Haus. Die elementare Rauflust und die von Alters her vorhandene Empfänglichkeit für die Freuden und die Romantik des Lebens im Felde erlitten Milderung durch Disziplin, und die Berührung mit den Höfen führte zu einer Verfeinerung des gesellschaftlichen Verkehrs. Mehr und mehr wuchsen nun unsre Vorfahren in dieser verfeinerten Kultur auf. Es bildete sich ihr Geschmack danach, und dies um so leichter, als die neuen Kulturformen durchaus harmonischen Anklang fanden in der vorhandenen Ueberlieferung.

Da bereits im 15. Jahrhundert mancher junge Berner höfische Ausbildung empfing, darf angenommen werden, dass man schon von jener Zeit her bei uns zu unterscheiden wusste zwischen guten und schlechten Manieren. Diese Erziehung geschah in der Regel in der Weise, dass der junge Mann einem Ritter anvertraut wurde, der ihn nach allen Richtungen auf den Dienst am Hofe vorzubereiten hatte. Es sei bloss an Adrian von Bubenberg erinnert, den sein Vater an den damals ganz Europa an Glanz überstrahlenden Hof Philipps des Guten von Burgund brachte, während fast gleichzeitig Niklaus und Wilhelm v. Diesbach durch einen Ritter für den Aufenthalt am Hofe Karls VII. von Frankreich vorbereitet wurden. Konrad von Scharnachtal, eine Zeitlang Stallmeister am Hofe von Burgund, kannte sich auf das genaueste in allen Turniersachen, in allen höfischen Sitten und Gepflogenheiten aus. Er hatte an allen bedeutenden Höfen Europas verkehrt. Auch in späteren Zeiten brachte man junge Berner an Fürstenhöfe und an für den

Adel bestimmte Schulen. Hans Ludwig von Erlach trat 1611 „zu Erlernung mehrerer Sitten" sechzehnjährig als Page in den Dienst des Fürsten Christian von Anhalt, der nachmalige General Niklaus v. Diesbach als Page in den Dienst des Landgrafen von Hessen-Kassel, Emmanuel v. Graffenried in den Dienst des Kurfürsten von der Pfalz. Burkhard v. Erlach war Kammerjunker beim Kurfürsten von Brandenburg, Samuel v. Werdt von Toffen finden wir an der Adelsschule in Lunéville, viele Berner aus der Generation unsrer Grossväter wurden in dem Pfeffelschen Institut in Colmar mit den Söhnen aus vornehmsten Häusern erzogen. Diese Schulung blieb natürlich nicht ohne Einfluss auf das gesellschaftliche Leben Berns. Blieb die Volksschule lang vernachlässigt, so scheute man in den regimentsfähigen Familien Opfer für eine gute Ausbildung der Jugend nicht. Und wir dürfen annehmen, dass Väter, die im ausländischen Militärdienst einen höhern Grad erreicht hatten, heimgekehrt, sehr viel Wert auf die Pflege eines gesitteten Tons legten. War man sich bewusst, dass das äussere Auftreten nicht unwichtig sei, so wurde auch auf Wahrung der Würde in allem Gewicht gelegt, was die Regierung betraf. Aber nicht minder hielt man auf Wahrung des Respekts in der Familie. Briefwechsel und Tagebücher setzen uns in Staunen über die Höflichkeit, der die Kinder sich ihren Eltern gegenüber beflissen. Selbstverständlich fehlte es nie an Ausnahmen, und es mag sein, dass zuzeiten der gute Ton sich da und dort verlor. Dass das aber nur vorübergehend war und dass im allgemeinen eine charaktervolle Anständigkeit im ganzen gesellschaftlichen Leben erhalten blieb, beweist uns das Bild, das wir aus der Zeit unsrer Eltern und Grosseltern noch in lieber Erinnerung haben.

Seltsam mutet uns das Beieinandersein der feinen Umgangsformen und des populären Tons, mit dem man das Herz des Volkes gewann, in ein und derselben Person an. Heimatgefühl und Kultur lebten im besten Einvernehmen, und in dieser Mischung haben wir einen der Faktoren zu suchen, die dem ancien régime so lange Halt zu geben vermochten. Wer es mit der Verfeinerung zu weit trieb, der verlor freilich die innige Verbindung mit der Scholle und ihrem Bebauer und hatte dafür zu büssen, wie z. B. der treffliche General Karl Ludwig von

Erlach, welcher in den Märztagen von 1798 der Wut des aufgehetzten, alkoholisierten Landvolks zum Opfer fiel.

Es war aber im allgemeinen die bernische Gesellschaftskultur nicht ein hohler Ton, eine heuchlerische Höflichkeit, nur auf Imponieren oder Schmeicheln berechnet; sondern es war etwas Echtes darin, wie in der traditionellen Religiosität der Berner.

Wenn etwa Erweckungsprediger oder gelegentlich auch ordinierte, landeskirchliche Pfarrer es beklagen, dass dem Berner in religiösen Dingen schwer auf den Grund zu kommen sei, weil er sich über diese Fragen nicht äussert, so ist das kaum zu widerlegen. Es soll auch nicht bestritten werden, dass diese „Trockenheit" oft zu weit geht und zu der Vermutung Anlass gibt, es sei überhaupt kein religiöses Innenleben da. Und doch möchten wir gerade da vor übereiligen Schlüssen warnen. Es ist mehr religiöses Empfinden und Denken vorhanden, als es den Anschein hat. In der vorreformatorischen Zeit galt der Anspruch auf die Bezeichnung „ein frommer Mann" als Ehrensache. Die Beweise für tatkräftige Religiosität haben wir in zahlreichen Stiftungen zu wohltätigen und kirchlichen Zwecken. Und dieser Sinn hat sich erhalten, auch über die Zeit des Rationalismus hinweg bis in unsre Tage, bald kräftiger, bald schwächer. Wir dürfen ihn füglich zu den Bestandteilen unsrer gesellschaftlichen Tradition zählen.

Wir halten die spezifisch bernische Nüchternheit im religiösen Leben, die uns eine Garantie bietet gegen ungesunden Fanatismus, gegen Störungen des geistlichen Gleichgewichts und gegen hohles Schein-Christentum, für einen grossen Vorzug des Bernervolkes und unsrer Gesellschaftsschicht im besondern. Tief zu bedauern ist nur, dass unsre Abneigung gegen alles Unechte, dieses Bedürfnis nach Uebereinstimmung zwischen Sein und Scheinen im religiösen Leben uns leicht verführt, dem kirchlichen Leben fern zu bleiben, denn hier geht die gesunde Nüchternheit über in toten Indifferentismus.

Im engen Zusammenhang mit dem Heimatgefühl steht das Verständnis für die Untergebenen und die Dienstboten. Ein durchaus patriarchalisches Verbundensein mit ihnen war in den früheren Generationen Regel. In glücklichster Weise verband sich beim Herrn und bei der Herrin dieses Verständnis mit der

Kunst zu befehlen. Wir haben Beweise genug dafür, dass beide Teile sich dabei wohlbefanden. Das lag nicht an einer bessern Löhnung, sondern im Verhältnis von Mensch zu Mensch. Es war ein echtes gegenseitiges Vertrauen da, das zu unverbrüchlicher Treue sich auswuchs.

Diese gesellschaftliche Tugend erlangte ihre grosse Bedeutung in der militärischen Tradition. Das mit den Untergebenen Umzugehenwissen haben wir nicht erst vom Kriegsdienst in der Fremde her. Ich glaube eher annehmen zu dürfen, dass es von Alters her Tradition war und als solche eine der Voraussetzungen bildete für die militärische Brauchbarkeit unsrer Vorfahren.

Wir wollen nun versuchen, dem Kern und der innern Begründung unsrer gesellschaftlichen Tradition nachzuspüren. Um nicht allzu weit ausholen zu müssen, greife ich auf jenen historischen Konflikt ,in welchem zum erstenmal in Bern die gesellschaftlichen Schichten aufeinanderplatzen, auf den Twingherrenstreit. Dieser Streit entstand über einer Rechtsfrage. Durch den Freiheitsbrief von 1415 hatte Kaiser Sigismund in den Gebieten der Reichslehen der ehemaligen Landgrafschaft Burgund gewisse Rechte, so die Heeresfolge und das Recht der Besteuerung, der Stadt Bern übertragen. Die meisten Inhaber solcher Reichslehen hatten in Bern Burgrecht, waren an den Interessen der Stadt beteiligt und sie traten ihr freiwillig weitere Rechte ab, so die hohe Gerichtsbarkeit. Andre Rechte verblieben den Twingherren. Es gelang der Stadt nicht, eine klare, einheitliche Ordnung in diese Rechtsverhältnisse zu bringen. Eines der umstrittenen Rechte war die Ausrufung des Landfriedens. Es scheint damals recht häufig bei Hochzeiten und ähnlichen Festlichkeiten zu Raufereien gekommen zu sein. Da stand dem Twingherrn oder der Stadt (so in den vier Landgerichten) das Recht zu, Frieden zu gebieten. Letzteres besorgten im Namen der Stadt die Freiweibel, die sich im schwarz-roten Rock an Ort und Stelle zu begeben hatten. Gewisse Twingherren behielten sich das Recht vor, andere nur den Einzug der Bussen, in welche die Friedensbrecher verfällt wurden. Eine Rauferei bei einem Brautlauf in Rychigen, im Herrschaftsgebiet des Herrn Niklaus von Diesbach, Herrn zu Signau und Worb, bei welcher der Freiweibel der Stadt einschritt, gab Anlass, die Sache

vor den Rat zu ziehen. Diesbach verwahrte sich gegen den Eingriff Gfellers, wie auch gegen das vom Freiweibel geltend gemachte Appellationsrecht an den Rat von Bern.

Der Handel war durch den Umstand kompliziert, dass eine Reihe von Twingherren, darunter Diesbach selber, dem Rat angehörten. Einer von ihnen, Niklaus von Scharnachthal, war regierender Schultheiss. Die Partei des Metzgers Peter Kistler setzte es durch, dass diese Twingherren bei der Beschlussfassung den Austritt nehmen mussten und so Schritt für Schritt in den Gerichtsverhandlungen den kürzern zogen. Zu Ostern 1470 selber auf den Schultheissenstuhl berufen, machte sich Kistler ein Vergnügen daraus, den Adel wegen Uebertretung der Kleidermandate zur Rechenschaft zu ziehen und zur Leistung, d. h. zeitweiligen Verbannung aus der Stadt verurteilen zu lassen.

Interessant an dem Handel, den wir hier nicht weiter verfolgen können, ist insbesondere die Rede Adrians von Bubenberg, als des Wortführers der Adelspartei. Sie gibt uns Aufschluss über seine Auffassung von der Stellung und Aufgabe des Adels dem Gemeinwesen gegenüber. Bubenberg erinnert zunächst an den alten Adel (zu seiner Zeit noch vertreten durch die v. Erlach, Muhlern und Bubenberg), der in der Stadt Burgrecht erworben und ihr mit den Herrschaftsgebieten dieser Geschlechter eine Landschaft gebildet habe. Die Mannschaft derselben habe der Stadt ihr ganzes Land erobert. „Denn", so fährt er fort, „selbst was sie erkauft, wäre für sie nicht zu kaufen gewesen ohne die Furcht vor der weidlichen Ritterschaft in der Stadt und vor der schönen Mannschaft, deren Kraft die grossen Grafen und Fürsten an mehreren Orten erfahren haben.

Und wer hat denn die erkauften Herrschaften bezahlt? Wahrlich nicht der arme gemeine Bürger; oder wenn auch dafür eine Tell aufgelegt wurde, so trug er nicht viel dazu bei. Nein, wahrlich, die grossen, reichen Geschlechter, die in der Stadt sich befanden, die haben die Käufe fast ganz müssen bezahlen.

Wer hat die langwierigen Kriege gegen die Fürsten zu unterhalten und zu ertragen vermocht? Der Stadtseckel nicht, denn noch hatte man keine Landschaft, von der man es hätte können nehmen. Ebensowenig hätte es der arme, gemeine Bürger und

Handwerksmann vermocht. Der reiche, mächtige Adel aber, dem alle Rent und Gült in dieser Landschaft auf zwei oder drei Meilen Wegs herum angehörten, der auch die gemeinen Handwerksleute dieser Stadt ernährte, der war es, der die schweren Kriege unterhielt."

Nachdem Bubenberg auf die grossen Vergabungen der Geschlechter an die Stadt hingewiesen, holt er zu einem Angriff auf Kistler und seine Leute aus: „Was haben sie denn bisher vom Ihrigen der Stadt gegeben oder nachgelassen? Ich sehe nichts, denn dass sie stets von der Stadt nehmen, von ihr leben und reich werden, sie, die noch vor kurzem arm gewesen. Wenn sie nur etwa bis nach Höchstetten oder Stettlen hinausreiten und einmal draussen essen, so muss ihnen alles wohl bezahlt sein. Als sich aber begab, dass man nach Frankreich, zum Kaiser, zum Herzog von Burgund, in die Niederlande hinab und nach Turin zum Herzog von Savoy hat reiten müssen, wozu es um Eurer, Mr. G. Hrn. Ehre willen einer ehrbaren Ausrüstung bedurfte, da haben Herr Niklaus von Diesbach, Herr Niklaus von Scharnachthal, Herr von Ringoltingen und ich müssen reiten. Ich wünschte, dass jene an meiner Stelle gewesen wären, und möchte dann sehen, was sie der Stadt geschenkt haben würden. Ich aber könnte durch Rechnung wohl erweisen, dass seit meines Vaters, Herrn Heinrichs Tode (was nicht lange her ist) ich dieser Stadt wegen über 500 rhein. Gulden verritten habe, die ich zum Teil noch Eurer Stadt und Handwerksleuten schuldig bin. Wohl weiss ich, dass die andern drei meiner Herren ihren Teil an Kosten auch gehabt haben. Nicht dass es mich dauere; denn unsere Väter haben noch mehr getan."

Der Redner fügte dem noch bei, dass er dem Schneider seine Schuld verzinsen müsse, wenn er nicht zu deren Tilgung eine Matte oder einen Hof verkaufen wolle. Aus freien Stücken führen die Twingherren ihren Wein zur Einlagerung in die Stadt, wo sie doch dafür den Böspfennig entrichten müssten. Die Stadt habe sich also über Mutwillen der Herren nicht zu beklagen, so wenig wie die Bevölkerung auf dem Lande. „Es möge jemand hervortreten", ruft er aus, „der klagen könne, wir suchten jemandem das Seinige zu nehmen oder Weib und Töchter ihm zu schmähen! Es wird sich keiner finden." — Und es fand sich keiner. Er darf ferner den Rat daran erinnern, dass

jedesmal, wenn die Rede davon war, dass ein Twingherr einen Teil seiner Herrschaft der Stadt zu verkaufen beabsichtigte, die Untertanen nicht nur vorstellig wurden, dies doch ja nicht zu tun, sondern sich freiwillig erboten, Steuern zur Deckung der twingherrlichen Schulden zu bezahlen.

Rechtlich kann die Sache der Twingherren nicht auf schwachen Füssen gestanden haben, sonst hätten sie sich nicht von vornherein verpflichtet, bedingungslos den Spruch eines unparteiischen ad hoc zu bestellenden Gerichts als verbindlich anzuerkennen.

Was uns an den Ausführungen Adrians von Bubenberg besonders interessiert, ist die moralische Begründung der Stellungnahme des Adels dem Gemeinwesen gegenüber, das damals schon stark ausgeprägte demokratische Züge trug. Selbstverständlich hatten die Herren guten Grund, mit der vom Kaiser nun einmal mit Rechten ausgestatteten Stadtgemeinde auf gutem Fuss zu stehen, und daher auch ein natürliches Interesse am Gedeihen dieses Gemeinwesens, dessen Burgrecht sie genossen. Ohne Schutz- und Trutzbündnis mit der Stadt waren sie den Launen der Machtpolitik der benachbarten Landesherren preisgegeben. Aber das Grosse in ihrem Verhalten war ihr Verantwortungsbewusstsein. Kaum irgend anderswo finden wir den Grundsatz noblesse oblige schöner ausgeprägt als in dieser Verteidigungsrede Bubenbergs. Sie fühlten sich durch ihren Besitz dem Volke verpflichtet. Sie kargten nicht mit ihren Opfern. Sie rechneten gar nicht, sondern sie gaben sich hin an die gemeinsame Sache, die Bubenberge sogar in so unhaushälterischem Mass, dass sie sich innerhalb dreier Generationen wirtschaftlich ruinierten. Auf das Nehmen war Adrian so wenig bedacht, dass er ausserstande war, bei Lebzeiten alle seine Verbindlichkeiten einzulösen.

Es ist tatsächlich so, dass die Stadt auf die Munifizenz und Opferwilligkeit der Herren angewiesen war. Ohne den grossen Einsatz, den die Herren an Gut und Blut, Geist und Gaben dem Gemeinwesen leisteten, hätte Bern niemals die Bedeutung erlangt, die ihm in seiner Blütezeit zukam. Es ist dabei nicht zu übersehen, dass dieser Einsatz oft nicht einmal ohne Opposition angenommen wurde, sei es, dass man aus demokratischem Trotz den Herren keinen Dank schuldig sein wollte, sei es, dass

man ihre Ueberlegenheit an Weitblick und Erfahrung nicht anerkannte. Sie mussten ihrer besseren Einsicht gegen Unverstand und Kleinlichkeit Durchbruch verschaffen, sie taten es, trotzdem sie wohl wussten, dass sie auf Dank nicht zu rechnen hatten. Adrian von Bubenberg wuchs in seiner selbstlosen Treue gegen die Stadt Bern zu heroischer Grösse.

Nachdem wir uns klar geworden sind über den Inhalt bernischer Tradition, dürfen wir noch kurz die Frage nach der Art ihrer Uebertragung aufwerfen.

Da wäre zunächst einmal das Problem der Vererbung zu nennen. Anlagen werden vererbt. Wir brauchen nur an gewisse Gelehrtenfamilien zu erinnern, wie etwa die Bernoulli und die Euler in Basel, an Theologenfamilien wie unsre Haller. Dass sich in den Bubenberg und Erlach staatsmännische und militärische Begabung vererbte, ist leicht nachzuweisen; aber diese Anlagen würden sich kaum durch viele Generationen erhalten haben, wären sie nicht eben durch die Tradition gepflegt worden. Was bedarf es zum Staatsmann und Feldherrn? Einen klaren Kopf, einen energischen Willen und physische Tüchtigkeit. Erhält sich nun, mit Ueberlegung gepflegt, bei solchen Voraussetzungen von Vater auf Sohn die Uebung und die Konzentration auf ein bestimmtes Ziel, so ist eben die Tradition da. Eine wichtige Rolle spielt für sie ohne Zweifel das Milieu. Wir können aber auch sagen, Milieu und Tradition bedingen sich gegenseitig. Und endlich sind auch greifbare Dokumente der Vergangenheit nicht ohne Bedeutung für die Tradition. Sie schaffen bis zu einem gewissen Grade den genius loci, in dessen Hauch wir aufwachsen, so die Häuser und Gärten, die Möbel, die Familienporträts, die eine sehr beredte Sprache führen, das Silbergeschirr und Porzellan, aus dem wir essen und trinken, Waffen, Bücher usw. Für den oberflächlichen Menschen sind freilich alle diese schönen Dinge nur da, um sich ihres Besitzes zu rühmen. Sie müssen ihm eine vornehme Herkunft dokumentieren, den zeitweiligen oder dauernden Wohlstand des Hauses, den guten Geschmack der Vorfahren. Für den ernster Denkenden hingegen enthält das Erbe dieser Gegenstände eine Verpflichtung. Sie sind der Ausdruck der Individualität der vorangegangenen Geschlechter. Es sind nicht nur Dinge, auf denen der Blick dieses und jenes Vorfahren geruht hat, sondern sie sind

innerlich verknüpft mit seinem Wesen, seinem Fühlen, Denken und Wollen. Ein Stammbaum sollte uns niemals nur ein Apparat zum Sichvornehm-Dünken sein, niemals bloss Dokument zum Nachweis adeliger Herkunft, sondern eine erschütternde Aufforderung zum Nachdenken über das Woher und Wohin, ein Mahnruf zur Ueberlegung der eigenen Tüchtigkeit oder Nichtswürdigkeit. Ist er nicht die lapidare Urkunde von unzähligen Leiden, gehegten und zerstörten Hoffnungen, von Zeiten des Glücks und des Unglücks, von Schuld und Sühne, durch die alle dein Blut geronnen ist? Fühlst du nicht die Frage all dieser Wappenschilder und Namen an dich gerichtet, die Frage: „Wirst du es vollenden?"

Es ist eine ungeheuer ernste Sache um das stumme Zwiegespräch mit den Ahnenbildern. Trachte danach, dass du ihren Blick auszuhalten vermagst, wenn er dich fragt: Hast du die Tradition des Hauses in Ehren gehalten? Bist du deinem, unserm Volk, dem Lande, für das wir unser Leben einsetzten, was du ihm sein sollst? Würdigst du die Opfer, die wir für die gemeinsame Sache brachten?

Der Gedanke, dass all das Materielle, womit wir uns umgeben, in seiner Gesamtheit der Ausdruck unsrer Persönlichkeit sei, lehrt uns auch achthaben auf das geistige Erbe, das wir hinterlassen werden. Soll das Gute, das wir von unsern Eltern und Voreltern in Lebensgewohnheit und Anschauung übernahmen, mit uns ins Grab sinken als ein anvertrautes und im Schweisstuch verborgenes Pfund? Es ist doch wohl ein Gebot der allernatürlichsten Lebensklugheit, dass wir es uns zunutze machen, dass wir es als gute Haushalter pflegen, und eine Ehrenpflicht, dass wir es nach Massgabe unsres Vermögens veredeln, dem Nächsten, dem Volk, dem Gemeinwesen dienstbar machen, wie es in früheren Zeiten geschehen, und dass wir es den kommenden Geschlechtern weitergeben.

Nun scheiden sich aber gerade an der Stellungnahme zur Tradition die Geister. Einen positiven Lebenswert bedeutet sie nur demjenigen, der davon überzeugt ist, dass mit ihrer Geltendmachung ein wirklicher Vorteil verbunden sei, nur demjenigen, der auch auf die Gefahr hin, dass das Gute der Tradition verkannt und missbilligt wird, entschlossen ist, sich in Wort und Tat zu ihr zu bekennen. Von allen andern wird sie als Hemmung

empfunden werden, sobald sie mit einem anders gerichteten Zeitgeist in Konflikt gerät, ihren Träger seiner Popularität beraubt und ihm in der Ausbeutung des Lebensgenusses und des Strebens nach Ehre oder materiellem Vorteil Schranken oder gegenüber der sozialen Gemeinschaft Pflichten und Opfer auferlegt.

In wirtschaftlich schwierigen Zeiten, wie der gegenwärtigen, wird die Versuchung gross, sich aller Hemmungen, also auch der Tradition, zu entschlagen, um möglichst skrupellos seinen Weg suchen zu können. Es ist nicht so leicht, jungen Leuten in solchen Zeiten die Vorteile einer gesellschaftlichen Tradition überzeugend klar zu machen.

Und doch sind sie da, diese Vorteile.

Wer glaubt, ohne Rücksicht auf Tradition besser vorwärts zu kommen, verfällt einer Missrechnung, denn dieses Verfahren lässt ihn bald seinen Nebenmännern als Streber erscheinen, und ein Streber geht früher oder später der wirklichen Genugtuung aus seinen Erfolgen verlustig, während der durch gute Tradition Disziplinierte als ein angenehmer, zuverlässiger Kamerad in jeder Verwaltung und jedem Betriebe geschätzt wird.

Tüchtigkeit vor allem, wird man vielleicht sagen. Selbstverständlich ist Tüchtigkeit die erste Voraussetzung für den Anspruch auf ein Amt, für Erfolg im Geschäft. Wo aber das Verantwortungsgefühl für die Sache und der daraus resultierende Takt gegenüber Vorgesetzten, Kameraden und Untergebenen fehlt, führt auch die glänzendste Tüchtigkeit nicht zu einer erfreulichen Karriere. Wo man merkt, dass du in einem festen Heimatgefühl verankert bist, da bringt man dir bald Vertrauen entgegen, denn aus dieser Heimatliebe ergibt sich Gemeinsamkeit. Heute mehr als je wird Takt und Festigkeit im Verkehr mit Kameraden und Untergebenen geschätzt. Gute Gesittung, sobald sie nicht aufdringlich oder überheblich wird, ist eine Wohltat für jede Umgebung. Und sogar ein durch die Lebensführung konsequent ausgewiesenes und mannhaft betontes Bekenntnis zum Christentum, das wir leicht als Hemmung empfinden, wird uns Achtung eintragen; wir müssen nur auch hierin gute Berner bleiben, das heisst, nicht affichieren, sondern nach der Devise des Schultheissen v. Fischer sein und nicht scheinen wollen.

Ein glücklicher Zufall spielte mir, eben als ich diese Ausführungen schliessen wollte, das Buch von Hans Bloesch „Siebenhundert Jahre Bern" in die Hände. Nachdem der Verfasser, in bemerkenswerter Objektivität und gerechter Abwägung der guten und der schlimmen Seiten des ancien régime, den hohen Wert der bernischen Tradition voll anerkannt, kommt er auf die Vorgänge von 1831 zu sprechen. Da lesen wir: „Damit, dass am 10. Januar 1831 der Vorschlag zur Einberufung eines Verfassungsrates allgemein Anklang fand, war der bestehenden Regierung die Gewalt entzogen, und es blieb ihr nichts anderes übrig, als ihren Rücktritt zu erklären, was sie in einer würdigen Proklamation tat. Wie sehr aber in weiten Kreisen ihre persönlichen Eigenschaften und ihre staatsmännischen Fähigkeiten geschätzt waren, zeigten unmissverständlich die Wahlen, die nach der glänzenden Annahme der neuen Verfassung am 31. Juli erfolgten. Man hatte das Regierungssystem gestürzt, einem grossen Teil seiner Vertreter bekundete das Volk sein Vertrauen, auch weiterhin bei gemeinsamer Arbeit die Geschicke des Staates zu leiten.

So schien sich der Uebergang in die neue demokratische Zeit in schmerzloser und verheissungsvoller Weise zu vollziehen, aber da zeigte es sich, dass die tüchtigen Vertreter des Patriziats in ihrer grossen Mehrzahl der bubenbergischen Grösse entbehrten, sie brachten es nicht über sich, zum Wohle des Staates ihre eigene verletzte Empfindlichkeit zu unterdrücken, sie zogen sich schmollend zurück und lehnten jede Gemeinschaft mit den bürgerlichen Vertretern des Volkes ab. Nach einigem Schwanken gab der würdige Schultheiss v. Fischer das Beispiel der Weigerung, und ihm folgte der Grossteil der gewählten Patrizier und eine grosse Zahl höherer Offiziere.

Dieser verhängnisvolle Schritt, den Fischer selbst in seinen Lebenserinnerungen leise zu bedauern scheint, ‚hatte vielerlei unvorhergesehene und auch nachteilige Folgen'. Er setzte den Schlußstrich unter das alte Bern, riss eine unüberbrückbare Kluft zwischen Stadt und Land auf und stellte die beiden in einen Gegensatz, wie er kaum zur Zeit des Bauernkrieges so schroff bestanden hatte. Der Staat ging damit der wertvollen staatsmännisch geschulten Erfahrung verlustig, und die neuen Regenten, die gegen ihren Willen in ihrer absoluten Unerfah-

renheit sich vor die volle Verantwortung gestellt sahen, verfolgten mit doppeltem Hass die Kreise, die sie so unerwartet im Stich gelassen hatten...

Mit ihrem grollenden Beiseitestehen hatten die Patrizier den bernischen Staatswagen der Bremse beraubt, und es hatte fast den Anschein, als schauten sie seinem rasenden Lauf dem Abgrund entgegen mit schadenfrohem Lächeln zu. Wenn sie im Glauben lebten, man müsste sie im Falle der Not zu Hilfe rufen, so irrten sie und mussten den verhängnisvollen Irrtum durch die endgültige Ausschaltung vom öffentlichen Staatsleben schwer büssen. Die junge Demokratie ist ohne sie fertig geworden, aber allerdings musste sie zwanzig unerquickliche Flegeljahre durchmachen, die nicht ohne schwere Schädigung des Gemeinwesens sich austobten."

So weit Bloesch. Die Geschichtsschreiber und Politiker, welche das „grollende Beiseitestehen" jener Männer verurteilen, haben grundsätzlich recht. Der weitere Verlauf der Geschichte bestätigt das. Immerhin haben wir da gut reden. Vertieft man sich in den ganzen Hergang der damaligen Staatsumwälzung, der eine unerhörte Verunglimpfung der bisherigen Mitglieder des Grossen Rates seitens ihrer politischen Gegner voranging, so ist es leicht zu verstehen, dass sie keine Lust hatten, sich an der neuen Regierung zu beteiligen. Hatte aber einmal das Volk in den Wahlen den Wunsch kundgegeben, die bisherigen Ratsmitglieder auch im neuen Regime an der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten beteiligt zu sehen, so hätten unsre Vorfahren besser getan, diesem Wunsche nachzukommen. So hätte es die Tradition verlangt. Das müssen wir bei aller Würdigung der bewiesenen Charakterstärke doch zugeben. Das öffentliche Leben erlitt einen schweren Schaden, wie Bloesch richtig sagt; aber auch die Zurückgetretenen kamen dadurch zu Schaden, dass ihnen nun die Gelegenheit entging, ihre gute Tradition fruchtbar zu betätigen. Eine Tradition aber erträgt alles, nur nicht das Müssigbleiben.

Wohl auseinander zu halten sind politische Grundsätze und Tradition. Die ersteren mögen noch so edel sein, noch so historisch begründet, im Wandel der Zeiten werden auch sie sich wandeln müssen; aber die Tradition, deren Seele das Gewissen ist, wird ihren Wert unter allen Verhältnissen bewähren, denn

sie ist der zur Gewohnheit gewordene Wille, die Trägerin und Ernährerin des Charakters. Charakter aber ist die Voraussetzung jenes gegenseitigen Vertrauens, in dem allein ein Volk gedeihen kann.

Henri-Frédéric Amiel

Von Leo Tolstoi.

Die nachfolgenden Seiten Tolstois über Amiel sind wahrscheinlich noch nie ins Deutsche übersetzt worden. Sie stellen das Vorwort dar, das der russische Dichter der Anthologie des Psychologen beigab. (Jz dnewnika Amelja, Petersburg 1894). Der schmale Band von wenig mehr als hundert Seiten dürfte bei uns selten sein. Wir verdanken seine Kenntnis dem eigentlichen Schöpfer von Amiels Ruhm: Bernard Bouvier. Über die Entstehung der russischen Version des „Journal intime" gibt Tolstoi hinlänglichen Aufschluss. Nur die Person seiner Helferin sei mit einem weitern Hinweis bedacht. Die Übersetzerin, die nach den Ratschlägen Tolstois verfuhr, Maria Tolstoja, war sein fünftes Kind, von Geburt kränklich, dem Vater tief verbunden, ihm aber vorzeitig entrissen. Im Zeitpunkt der Übersetzung war sie zweiundzwanzig, im Zeitpunkt ihres Todes fünfunddreißigjährig. Die Beziehungen zwischen Vater und Tochter spiegeln sich aufs schönste wieder in ihrem Briefwechsel, der auch deutsch vorliegt (Rotapfel-Verlag 1927, Zürich und Leipzig). Tolstoi selber blieb seiner Verehrung für Amiel treu. Noch in späten Jahren berechnet er das menschliche Denken „von Sokrates bis Amiel." Nur ein anderer Genfer behauptet sich in Tolstois Bewusstsein mit gleicher Hartnäckigkeit. Als im Hause Bernard Bouviers die Société Jean-Jacques Rousseau gegründet wurde, trat Tolstoi ihr bei mit einem kurzen Schreiben, in dem er sich zu zwei lebenslänglich wohltätigen Einflüssen bekennt: „Rousseau et l'Evangile." (Annales de la Société Jean-Jacques Rousseau, Bd. 1, Genf 1905).

F. E.

Es ist ungefähr anderthalb Jahre her, dass ich zum erstenmal Gelegenheit hatte, die Fragmente aus Amiels Tagebuch zu lesen. Ich war tief berührt von der Wichtigkeit und Tiefe des Inhalts, von der Schönheit der Sprache, vor allem von der Aufrichtigkeit des Autors. Im Lesen merkte ich die Stellen an, die mir besonders aufgefallen waren. Meine Tochter nahm sich der